

Zeitschrift: Der Schweizer Familienforscher = Le généalogiste suisse
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Familienforschung
Band: 22 (1955)
Heft: 8-9

Artikel: Das historische und das dichterische Lebensbild
Autor: Gamper, Esther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-698207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DER SCHWEIZER FAMILIENFORSCHER LE GÉNÉALOGISTE SUISSE

SCHWEIZERISCHE ZEITSCHRIFT FÜR GENEALOGIE
REVUE SUISSE DE GÉNÉALOGIE

Monatliche Mitteilungen der Schweizerischen
Gesellschaft für Familienforschung

Bulletin mensuel de la Société suisse d'études
généalogiques

Redaktion: Dr. A. von Speyr, Hergiswil NW

XXII. JAHRGANG / ANNÉE

15. NOVEMBER 1955, Nr. 8/9

Das historische und das dichterische Lebensbild

Von Esther Gamper, Zürich

Vortrag, gehalten am 23. Januar 1955 im Rahmen des 10. Fortbildungskurses
des Verbandes Schweizerischer Berufsfamilienforscher

Verehrte Zuhörer!

Das Spannungsverhältnis zwischen historischer Forschung und historischer Dichtung ist eine Knacknuss, an der sich schon grosse Geister die Zähne ausgebissen haben. Wenn nun eine belletristische Schriftstellerin durch einen Kreis wissenschaftlicher Historiker eingeladen wird, über dieses Thema zu sprechen, könnte sie leicht auf den boshaften Verdacht kommen, man wolle sie ein wenig aufs Glatteis locken und vor dem Forum der Forschung wegen Wahrheitsfälschung zur Verantwortung ziehen. Allein die Anfrage Ihres Herrn Vorsitzenden erfolgte auf eine so liebenswürdig friedliche Art, dass ich heute vertrauensvoll vor Ihnen stehe, wohl etwas eingeschüchtert durch die Majorität der Forscher, aber doch in der Hoffnung, dass wir uns auf dem Ausflug in das gemeinsame Grenzland unserer verschiedenen Arbeitsgebiete in gegenseitiger Anregung finden werden. Das Thema, das mir Herr Debrunner gestellt hat, erlaube ich mir zunächst auf die Fragestellung: «Wie verhält sich die dichterische Gestaltung vergangenen Lebens zur wissenschaftlich-historischen Darstellung der Vergangenheit?» zu erweitern. Bevor ich auf dieses Problem näher eintrete, möchte ich mich Ihnen gleichsam vorstellen, indem ich meinen bisherigen Arbeitsweg skizziere.

Die erste Aufgabe, die mir zufiel, war die Biographie der Dichterin Maria Waser. Damals stand ich noch im Lager der Wissenschaft und ging in jugendlichem Eifer mit dem Rüstzeug meines literaturgeschichtlichen Hochschullehrers Emil Ermatinger zu Werk. Ausschliesslich nach den Dokumenten von Briefsammlungen, Genealogien und sachlichen Berichten Ueberlebender wollte ich das Leben schildern, das die Dichterin bereits in ihrem Werk vielfach poetisch gestaltet hatte. Natürlich geriet ich dabei so recht ins Dickicht der Schwierigkeiten, die sich dem Forscher aus der dichterischen Autobiographie entgegenstellen. Die Veröffentlichung des ersten Teiles dieser Biographie hatte für mich zwei Folgen, die äussere, dass mir von allen Seiten Kurzbiographien und biographische Lexikonartikel aufgetragen wurden. Diese kleineren Aufgaben befriedigten mich wenig, weil ich dabei meist aus schon Gestaltetem und Gedeutetem, selten aus den Quellen unmittelbar schöpfen durfte. Die innere Folge meiner Beschäftigung mit der Maria Waser-Biographie war die wachsende Neigung, mich in alte Briefsammlungen zu versenken, und es war eine grosse Freude für mich, als mein Mann mir den reizenden Brautzeitbriefwechsel von C. F. Meyers Grosseltern zu lesen gab. Er hatte ihn im Nachlass C. F. Meyers entdeckt, den er auf der Zentralbibliothek zu ordnen beauftragt war. Erst sechs Jahre nach dieser Lektüre, die ich zu meiner blossen Unterhaltung, ohne Ziel und Absicht genossen hatte, ward ich inne, dass mich die Menschen dieses Briefwechsels nicht mehr losliessen, dass vielmehr ihre Geschichte in einer fertiggeformten Bilderfolge in mir lebten, und die Lust kam mich an, ihre Geschichte einfach so niederzuschreiben, wie ich sie sah. Aber das Bedenken, dass ja hinter diesen Gestalten meiner Phantasie wirkliche Menschen standen, die wie meine Nächsten und ich einst das vielfältige, rätselhafte Menschendasein gelebt hatten, fiel mir hemmend ins Werk. Nun wanderte ich zwei Jahre lang in jeder freien Stunde auf die Zentralbibliothek zum Nachprüfen der Briefe und vieler anderer Dokumente des Meyerschen Nachlasses; denn der Held meiner Geschichte J. C. Ulrich, der Grossvater C. F. Meyers, hatte als Statthalter der Helvetik und als erster Taubstummenlehrer unseres Kantons vielerlei Kunde von seinem Leben hinterlassen, und auch aus der Umgebung seiner Braut gab es ausgedehnte Briefwechsel und vielseitige Familienüberlieferung. Der Stoff schwoll so üppig an, dass ich eine Zeit lang einen grossen Roman plante über das gesamte Leben des Paars. Doch

kam mir immer wieder dazwischen jene kleine stille Erzählung in den Sinn, wie ich sie nach jener sechsjährigen Pause in mir vorgefunden hatte. Ich ward inne, dass darin die Geschicke des Briefwechsels, die ich nunmehr in den Briefen nachgeprüft hatte, mit meinem eigenen Erleben zu einem innerlich wahrhaftigen und künstlerisch geschlossenen Bild zusammengeströmt waren. Anderseits musste ich einsehen, dass vieles aus dem späteren Leben des J. C. Ulrich und der Cleophea Zeller sich nicht mit meinen eigenen Lebenserfahrungen und meinem persönlichen Weltbild beseelen liess. Ich sehnte mich — damals nach dem zweiten Weltkrieg — dem Leser die erholsame stille Welt jener alten Liebesgeschichte zu schenken. Diese Idylle aber liess sich nicht am ganzen Leben meiner Helden dokumentarisch belegen, sondern nur an einer Phase ihrer Biographien. Das Problem, wie dichterisch Geschautes zur Uebereinstimmung mit den historischen Dokumenten gebracht werden kann, löste ich in diesem Fall durch die Beschränkung des Lebensbildes auf einen bestimmten Lebensabschnitt. Ich veröffentlichte also meine Idylle acht Jahre nach der ersten Begegnung mit dem Stoff und nach zweijähriger Durchprüfung der Dokumente. Die überraschende Wirkung dieses Buches «Vom Glück des schönen Augenblicks» gab mir mehr Vertrauen in die Wahrheit innern Schauens, und ich wagte darauf den Flug ins freie Gestalten. Es entstanden zwei Novellen, die in der Gegenwart spielen, und eine Geschichte im zeitlosen Raum des Märchens. Aber ich kam trotzdem nicht los vom Blick ins Vergangene. Aus Heimweh nach meiner Vaterstadt las ich die siebenbändige Winterthurergeschichte des biedermeierischen Rektor Troll. Einige Andeutungen von Troll führten mich zu den Ratsprotokollen und Neujahrsblättern im Archiv am Eulachstrand, und bei diesem Urkundenstudium entstanden mir drei Winterthurergeschichten aus dem späteren achtzehnten Jahrhundert. Nachdem mir in frühen Arbeiten die Schwierigkeit, eine detaillierte Einzelbiographie streng nach den historischen Dokumenten aufzubauen, nahegetreten war, versuchte ich in diesen Winterthurergeschichten unter strenger Beibehaltung der historischen Tatsachen, aber in frei erfundener ausschmückender Nebenhandlung das Leben einer ganzen Gemeinde und den Wandel ihres geistigen und seelischen Zustandes zu versinnbildlichen. Sie ersehen also aus diesem meinem schriftstellerischen «Sündenregister», dass ich beim Forschen begonnen habe und dass ich nach Versuchen in historisch-biographi-

scher und rein belletristischer Schriftstellerei wieder zu einem Schaffen zurückgekehrt bin, dass zum mindesten seine Anlaufpiste im strengen Urkundenstudium wählt.

Doch nun zu unserer zentralen Frage: «Wie verhält sich die dichterische Gestaltung vergangenen Lebens zur wissenschaftlich historischen Darstellung der Vergangenheit?». Beide, der Dichter und der Forscher, erarbeiten ein Bild des Lebens. Beide sollen sich einig sein in der ehrfürchtigen Erkenntnis, dass die Vergangenheit ihre eigene, von aller Betrachtung unabhängige Existenz besitzt. Die Vergangenheit war, lebte, ob wir nun den forschenden Verstand oder das künstlerische Auge auf sie richten oder nicht; sie ist da, sie lebt fort in den unzähligen Dokumenten der Archive, in Bildnissen, in Steindenkmälern, in Brauchtum und Sitte, in unserm Gewissen und Unbewussten und in unserm Blute. Dieser von aller Betrachtung unabhängigen Existenz der Vergangenheit nähern sich Forscher und Dichter auf verschiedenen Wegen, beide mit der Ehrfurcht vor ihrer unantastbaren Wahrheit, die nicht ungerächt verletzt werden kann.

Die Bilder, die nun der Wissenschaftler und der Künstler vom Vergangenen entwerfen, können sich gleichen oder widersprechen. Eine Zeit gab es, da historische und dichterische Kunde vom Vergangenen zusammenfielen in den *Sagen*; das Vorhandensein der Sage lässt uns die innere Verwandtschaft von Forschen und Dichten erahnen, schenkt uns die Hoffnung ihrer künftigen Zusammenarbeit. Die Frage, warum die beiden Arten des Rückblicks ins Vergangene heutzutage auseinanderlaufen, kann aus vielen Sachlagen erklärt werden. Es geschieht z. B. oft, dass der belletristische Schnellarbeiter sich in oberflächlichen Blitzaufnahmen der mühsam vom Wissenschaftler zusammengetragenen Tatsachen bemächtigt, um sie in willkürlicher Kombination zum schlagkräftigen, aber falschen Bild zusammenzufügen. Diese Gefahr kenne ich aus einer eigenen journalistischen Erfahrung:

Ich hatte einst die Aufgabe, für das Zürcherinnenheft des «Du» in kurzem Zeitraum auf zwei Seiten jenes Heftes das Lebensbild von Zwinglis Gattin Anna Reinhart zu entwerfen. Die Tendenz des Heftes ging dahin, durch verschiedene Lebensbilder eine Gesamtcharakteristik vom Wesen der Zürcherin zu geben. Natürlich entzog mich die reichausgebaute Zwingliforschung allen Urkundenstudiums. Meine gedruckten Quellen fand ich in den Werk- und Briefsammlungen von Zwingli

und in einer Familienchronik der Meyer v. Knonau, mit denen Anna in erster Ehe versippt war. Zudem gab es eine Biographie aus der berufenen Feder Oskar Farners. Unmittelbare Dokumente fehlten, und ich sah bald ein, dass es keine Gefühlsbrücke gab vom 20. ins 15. und 16. Jahrhundert. Die mittelbaren Dokumente weisen zuerst auf eine lebenslustige Wirtstochter, dann auf die Gattin des übermütigen Junkers Hans Meyer, der früh als Reisläufer starb und Anna als mittellose Witwe mit schwererziehbaren Kindern zurückliess. Mehrfach wird bezeugt, dass Anna ein schönes vitales Geschöpf war. Die Dokumente lassen ebensogut die Vorstellung von einer einfachen, fast primitiven Frau zu wie auch die Vermutung, dass die Reisläufersfrau in harten Erfahrungen zu einer seelischen und geistigen Reife erzogen worden sei und damit zur würdigen Kampfgefährtin des Reformators. Ich konnte weder für die eine noch für die andere Ansicht Belege finden, am wenigsten in dem viel gedeuteten «Tolggenrockbrief», dem einzigen erhaltenen Brief Zwinglis an seine Gattin. Freilich wäre es dem Stil jenes «Du»-Heftes angepasst gewesen, wenn ich das Herabsteigen der lebenslustigen Patrizierin zur schlichten Leutpriestersfrau dramatisiert und aus Annas Verlusten in der Schlacht bei Kappel ein Martyrium gemacht hätte. Doch solches lag mir nicht. Ich beschränkte mich darauf, die mittelbaren Dokumente in eine eindrucksame Reihenfolge zusammenzufügen; auf alles Psychologisieren verzichtete ich und glich den verbindenden Text möglichst der knappen rauen Diktion jener Epoche an. Eine einzige Inkonsequenz ist bei diesem Bemühen unterlaufen: Während ich die Dokumente abschrieb, sah ich plötzlich einen Zusammenhang zwischen Annas weltlichem ersten Lebensabschnitt und ihrem aufopferungsvollen späteren Dasein an Zwinglis Seite: die Sorge um den gefährdeten, übermütigen, vaterlosen Sohn Gerold musste eine Wandlung verursacht haben. Dieser Vermutung liess ich freien Lauf in dem einen Satz: «Solch dunkle Jahre erzogen zum Gebet und neuen Glauben». Dieser Satz stört die Stilreinheit eines bloss dokumentarischen Lebensbildes. Der Satz hätte wegbleiben oder folgendermassen geändert werden sollen: Solche Jahre *mussten* zum Gebet... erziehen. Aber Sie kennen ja das stilistische Problem der vermutenden Berichterstattung. Die stete Wiederholung des Verbums «müssen», der Adverbien «wohl» oder «vermutlich» wirkt leicht eintönig. — Im Stil jenes Aufsatzes über A. Z. versuchte ich also durch den Stil die Ehrfurcht vor

der Andersartigkeit jener Epoche zu wecken. Durch die Knappeit des Berichtes wollte ich dartun, wie schwer Frauengestalten in jener Zeit als frei wählende und entscheidende Persönlichkeiten zu zeichnen sind, einfach darum, weil man über ihr Einzelschicksal und ihren Charakter viel zu wenig weiss und mit jedem Psychologisieren arg an der Wahrheit vorbeireden kann. In dieser Aufgabe von einer Kurzbiographie zehrte ich ausschliesslich vom Brot der historischen Forschung. Meine Arbeit lag nur im Wählen und Sichten der Dokumente und im Stilistischen. Mit Recht können Sie mich in diesem Fall als Parasit der historischen Wissenschaft bezeichnen.

Ganz anders erlebte ich die *Spannung zwischen historisch Erforschtem und in der Phantasie Geschautem* bei meiner eingangs schon erwähnten Briefnovelle «Vom Glück des schönen Augenblicks». Hier hatte sich in meiner Phantasie nach der ersten Lektüre des Briefwechsels eine Grundkonzeption der Haupthelden gebildet, die ich aber in jahrelanger Versenkung in die Briefe nachprüfte und ausbaute, also streng ihrem historischen Charakter gemäss gestaltete. Viel stärker als bei jener Biographie aus dem 16. Jahrhundert fühlte ich mich eins mit dem historischen Stoff, vertraut mit der nicht weit zurückliegenden Geistesgeschichte des späten Dix-huitième, mit der Landschaft, mit dem Haus am Balgrist, das ich kurz vor seinem Abbruch noch besucht hatte. So erlaubte ich mir die Handlung frei zu gestalten und Details zu ergänzen. Im Briefwechsel trat mir der Maler Füssli z. B. als Besitzer der Kunsthändlung in der «Meise» entgegen. Aus einem Aufsatz Leemann van Elcks erstand mir das Bild dieser Kunsthändlung und aus diesem Bild eine Phantasiegestalt, die des Ladendieners Rollenbutz. Sie ist die einzige nicht im Briefwechsel angedeutete Person, und ich wagte die Einfügung dieser erfundenen Gestalt, weil ihr in der Geschichte nur deskriptive Bedeutung zukommt und sie nicht in die innere Entwicklung eingreift. Auf ihre unhistorische Herkunft wollte ich mit dem gänzlich unhistorischen, unzürcherischen Vornamen Nepomuk hinweisen. Die Details sind beim Erzählen von grosser Bedeutung. Selten aber sind sie in Fülle im Dokument selbst enthalten, sie müssen oft aus zeitgenössischen Bildern, Möbeln und Kostümen etc. hergeholt werden, freilich nicht ohne den kleinen Finger, der sagt, was zusammengehört.

Die Entstehung einer derartigen historischen Erzählung kann nicht beschrieben werden, ohne dass die Mitwirkung der *Intuition* einge-

standen wird. Da wäre es nun also, dieses oft missbrauchte, vom For- scher daher mit Recht skeptisch angefochtene Fremdwort, das sich vom lateinischen Verbum intueri herleitet. Intueor heisst beim Römer: ich betrachte etwas sorgsam, es gleichsam mit meinem Blick umhegend. Das Grundwort tueri mit der Bedeutung schützen, bewahren, umhegen, steckt ja darin. Mit Intuition wäre also für uns ein verinnerlichtes Hin- schauen, ein seelisches Eintauchen in die vergangene Welt gemeint. Ich möchte behaupten, dass auch der wissenschaftliche Historiker ein gewisses Mass von Intuition nötig hat. Nachdem er sich einem Stoffe mit dem Rüstzeug scharfsinnigen Denkens und Wissens, mit der Tech- nik seiner Instrumente, mit Stammbäumen, Bürgeretats, Pfarrbüchern, Karten, Statistiken, Tabellen etc. hingegeben, gelangt der Forscher zu einem Punkt, wo auch er Zusammenhänge erahnen muss; er ist an der Grenzlinie von Wissen und Vision angekommen. Der Dichter nähert sich diesem Grenzland ebenfalls, nur von einer andern Seite her, durch intensives Schauen und Erwägen. Intuition ist immer das Letzte. Der Forscher wird dazu geweiht durch intensive Qualitätsarbeit, der Dichter im hingebenden Schauen, in der Reinheit starken Erlebens. Um den historischen Stoff zu beseelen, muss der Dichter vom eigenen Leben erschüttert sein. Während der Dichter die Schönheit sucht und mit dem Forscher zusammen die Wahrheit, dringen sie beide zur freien unab- hängigen Existenz des Vergangenen vor. Für beide ist die Intuition das grosse Wagnis, die Gefahrzone, in der sie sich als Meister oder als Stümper erweisen. Beide müssen sich des Unterschieds ihrer Mission bewusst bleiben.

Während der Forscher zu einem differenzierten Bild vordringen muss und den Finger auf Unterschiede und Relativismen zu legen hat, ist es die Aufgabe der Kunst, aus einem Stoff das Ewiggültige, das All- zeitmenschliche herauszuholen. Auch der Dichter muss die feinen Ab- stufungen beherrschen, vor allem aber muss er zu vereinfachen wissen, und in diesem Vereinfachen, zu dem sich oft noch das Vermitteln zwi- schen Gegenwart und Vergangenheit gesellt, liegt die Gefahr der Ge- schichtsfälschung. Herder hatte wohl diese Klippe im Auge als er aus- rief: «Wer erdichten will, dichte ganz; wer Geschichte schreiben will, habe das Herz, die Wahrheit nackt zu zeigen». «Hände weg vom histo- rischen Stoff» lautet demnach Herders Rat an den Dichter. Darauf nur die Frage: Wie stünde es um unser eigenes Bild von der europäischen

Vergangenheit, wenn ein Schiller, wenn ein C. F. Meyer Herders Rat befolgt hätte? Von jeher war es die Sendung der Dichter gewesen, unser Herkommen ins klärende Licht zu heben, in rhythmischer, klangschöner Sprache vom Vergangenen zu erzählen und Bilder zu beschwören, unter deren Zauberwirkung sich die menschliche Seele ordnete und ausrichtete. Der geschichtliche Stoff ist eines der wenigen Gebiete, in denen der Dichter starke Sinnbilder finden kann.

Aus meinem Schaffen noch ein drittes Beispiel für die Art einer Stoffvereinfachung und Stoffzusammendrängung, die ich dem Dichter erlauben möchte: In Trolls Winterthurergeschichte finden sich Beschreibungen von einem Sodbrunnen, der in verschiedenen Zeiten einen unerklärlichen Wechsel von Ebbe und Flut aufwies und daher mit abergläubischer Verehrung gepflegt wurde. Troll gibt verschiedene Jahrgänge an, in denen der Brunnen bald aus Furcht vor Teufelsspu� zugemauert, bald wegen Wassernot wieder aufgebrochen worden war, auch die Aussagen verschiedener Brunnenmeister werden von Troll angeführt. Dieser unheimliche Brunnen faszinierte mich, und ich ging seiner jahrhundertelangen Biographie in den Winterthurer Ratsprotokollen etwas nach, ja ich liess mich durch Trolls Andeutungen auch zum Studium der Winterthurer Geologie und der dortigen Grundwasserverhältnisse führen. Der letzte Kampf um diesen Brunnen, den Troll für das Jahr 1783 erwähnt, wurde mir der eindrücklichste. Von Anfang an war mir der Sodbrunnen ein grossartiges Symbol für den Wechsel von unfruchtbarem mit fruchtbarem Leben gewesen. Aus der Lebensgeschichte des Brunnens sah ich nun, wie sich im Laufe der Generationen das Rätseln um den verschiedenen Wasserstand wandelte von abergläubischen zu naturwissenschaftlichen Begründungen. Im Jahr 1783 prallte zum letzten Mal in zwei Menschengruppen das alte magische Weltbild gegen die rein naturwissenschaftliche Anschauung. Der Brunnen rückte mir ins Zentrum einer grossen Wandlung im damaligen Winterthur, die mit der für die Zukunft so wichtigen Industrialisierung zusammenhing. Meine dichterische Freiheit bestand hier darin, dass ich nicht wie Troll den Brunnen in verschiedenen Zeiten zeigte, sondern einzig in dem Jahr 1783 und als Mittelpunkt eines menschlichen Lebens und Treibens, das ich noch aus andern Quellen schöpfte.

Lassen Sie mich, meine verehrten Zuhörer, am Schluss noch ein persönliches Geständnis ablegen. Es wird Sie vielleicht etwas versöhnen.

licher stimmen gegenüber meiner eingewurzelten Neigung zum historischen Stoff.

Ich verlebte meine Kindheit und Jugend in einem Hause, das 1785 erbaut worden ist und fünf Generationen meiner väterlichen Sippe beherbergt hat. Von den früheren Bewohnern des Hauses liess ich mir ausführlich durch eine Urgrosstante erzählen, und in jenem Kindesalter, wo man die Gestalten seiner Phantasie auch in der Aussenwelt sieht, begegnete ich diesen Ahnen auf den Treppen und in geheimen Winkeln des Hauses. Ich habe bis jetzt in keinem meiner Bücher von ihnen zu erzählen gewagt; doch die alten Hausgeister sind es, die mich je und je ins Vergangene drängten. Lange ehe ich lesen konnte, suchte ich in Kalendern und Büchern nach Bildern aus dem 18. Jahrhundert, alles, was aus jener Zeit stammte, besass für mich eine besondere Anziehungskraft, und wenn ich jetzt in diese Epoche zurücktauche, ist es wie eine Heimkehr.

Mit dieser Beichte habe ich mich nun also endgültig zu den Phantasten bekannt, von denen dem historischen Stoff so viel Verunklärung droht, und es bleibt mir nichts anderes übrig, als den historischen Forschern dafür zu danken, dass sie diesem stoffsuchenden und gestaltenwollenden Menschenschlag immer neu ein klares und zur Klarheit verpflichtendes Material bereitstellen. Ohne wissenschaftlich geprüfte Vorlage bleibt die historische Dichtung wertlos. Bei den Entscheidungen, was beim Vereinfachen wegzulassen und zu kürzen sei, bleibt der Dichter weitgehend auf die Führung des Historikers angewiesen. In seiner höchsten Aufgabe freilich steht der Dichter allein, in seinem Streben, die dem Stoffe innewohnende Wahrheit gereinigt und eindrucksam herauszuholen. Dieses einsame Walten wollte Bergengruen wohl andeuten mit dem stolzen Wort: «Der Dichter soll nicht wie der Gelehrte Diener der Geschichte sein, sondern Herr, aber nicht Vergewaltiger». Das ist ein gefährliches Wort für uns kleine Talente. Denn die ganze geistige Situation unserer Zeit bringt es mit sich, dass viele sich zum dichterischen Schaffen gedrängt fühlen, dass aber selten starke, visionäre Begabungen hervortreten. Sicher muss auch der Dichter Diener sein, Diener an der inneren Wahrheit, Diener des sauberen Handwerks, die innere Wahrheit im Wort zu prägen. Noch mehr als der überragende Künstler bedürfen wir Durchschnittsschriftsteller des

Kontaktes mit dem Historiker, und des subtilen Taktes, im rechten Augenblick gehorsam und im rechten Augenblick frei zu sein.

Zwei Graubündner Testimonialbriefe: Stupan 1551/1574, Vertema 1640

Von W. R. Staehelin, Coppet und Dr. E. Schopf, Zürich

Der erste Testimonialbrief, datiert vom 25. Mai 1574, wurde wahrscheinlich ausgestellt auf speziellen Wunsch des Prof. Dr. med. Johann Nikolaus Stupanus, 1542—1621, des Stammvaters des Basler Zweiges des Geschlechts¹⁾, zur Erlangung seines, dann 1575 erhaltenen Bürgerrechts der Rheinstadt.

Die Originalurkunde war ausgestellt worden im Anschluss an die Verhandlung, die, wie der Anfang des Textes zeigt, am 12. Februar 1551 zu Bondo im Bergell stattgefunden hatte. Aus dem zweitletzten Satz geht hervor, dass von dem durch das Siegel des Herrn Rudolf von Salis beglaubigten Original (*antiquum instrumentum*) später eine wortgetreue Kopie hergestellt worden war. Von dieser wurde, wie der letzte Satz zeigt, auf besondern Wunsch die notarielle Abschrift vom 25. Mai 1574 angefertigt. Diese wiederum ist nur in einer nicht beglaubigten, späteren Kopie erhalten, die mehrere grobe Schreibfehler aufweist. Leider ist die direkte Vorlage, ebenso wie das Original und die frühere Kopie, verschollen.

Anmerkung der Redaktion. — Der lateinische Text beider Testimonialbriefe ist publiziert in W. R. Staehelin, Basler Adels- und Wappenbriefe. Basel 1916. Dort auch biographische Angaben über Johann Nicolaus Stupanus. Ueber Stupanus und Werthemann siehe W. R. Staehelin, Wappenbuch der Stadt Basel. Wir danken Herrn Dr. E. Schopf für die Bereinigung dieser Texte und deren sehr sorgfältige Uebersetzung.

¹⁾ Ueber den Lausanner Zweig der Familie siehe «Schweizer Familienforscher» 1947, S. 115—117. — Die Kopie des Testimonialbriefes befindet sich im Besitz von Herrn Dr. J. J. Stupanus in Basel.

²⁾ Interpunktions- und gröbere Fehler wurden, soweit möglich, ohne weitere Angabe berichtigt. Aus Versehen ausgelassene Buchstaben (und Wörter) sind *kursiv* gedruckt, ebenso die Ergänzungen der meisten Abkürzungen; belanglose Abweichungen in der Schreibweise blieben unverändert.